arme, das weltliche und das geistliche. St. Lorenzo ist vornehmlich Friedhof und Gottesacker und so mögen die frommen Pilger auf ihrer Wallfahrt an dieser Stelle auch ganz besonders der Verstorbenen gedenken.

Verena, des Köhlers Töchterlein.

IV.

„Amen", sagte Verena, als er endete. Sie küßte seine Hand ehrerbietig und sagte: „Lebt wohl, hochwürdiger Herr, betet für mich und für meinen Vater!"

„Lebe wohl, mein Kind," entgegnete er. Wer genau in die Augen des Mannes geschaut hätte, würde darin Tränen wahrgenommen haben.

Verena ging; sie nahm den Weg nach dem Kirchhofe und betete noch ein Vaterunser am Grabe der Mutter. Dann schritt sie weiter dem nächsten Städtchen zu. Dort sollte sie die Post besteigen, welche zum Rheine führte, und alsdann mit dem Schiffe stromabwärts fahren. So hatte der Pfarrherr es ihr angegeben.

Als sie aber auf einen freien Platz im Walde gekommen war, von wo man beim Herübersteigen zuerst das Dorf erblickt, blieb sie stehen. Noch einmal schaute sie nach dem Dorfe zurück, sie schaute nach der Kirche, an deren Fuße die Mutter ruhte, dann höher hinauf zu dem schwärzlich grünen Rande des Waldes, zu den sanft gewölbten Bergkuppen und auch zu der Stelle, wo der Meiler stand. Kein Rauch stieg von ihm auf — denn er war ja seit gestern erloschen.

Noch einen Augenblick — und sie schritt abwärts, immer weiter voran. Die Sonne schaute in ihre treuherzigen, rotgeweinten Augen; Berge und Hügel und der heimatliche Wald traten zurück, weite Wiesen und offene Felder umgaben sie — eine fremde, unbekannte Welt.

Die Tage gingen dahin und aus den Tagen wurden Wochen, Monate und Jahre, und die Menschen alterten und merkten es nicht. Nur der Wald zog alljährlich im Frühling sein Jugendkleid an und schien sich gleich zu bleiben — immer derselbe, wie er ehedem gewesen.

* * *

Zwei Jahre waren so nach Verenas Flucht verflossen — und wieder brannte ein Meiler droben im Gebirge. Der Köhler-Hans saß daneben und beobachtete die Rauchwölkchen, welche aus den Lucken stiegen. Er war nicht mehr der starke kräftige Mann, wie vor zwei Jahren. Sein Rücken war gebeugt, seine Stirne gefurcht und graue Haare drangen unter dem breitkrämpigen Hute vor.

Oft seufzte er tief auf, und es war, als ob schwere Sorgen über ihn dahinflögen. Er dachte an die Vergangenheit zurück und sagte sich selber: „Durch meine Schuld ist alles so gekommen."

Da klangen auf einmal die fröhlichen Töne eines Volksliedes aus der Hütte. Es war der Köhlerburschen — nicht der mit den roten Haaren —, welcher das Mittagbrot bereitete und dabei folgende Strophen sang:

„Es war einmal ein Köhler
In einem grünen Wald,
Er hatte zwei munt're Knaben
Von frischer Leibsgestalt.

Da sprach der alte Köhler:
„Wohlauf, ihr junges Blut,
Nun wandert in die Fremde,
Erwerbet Geld und Gut."

Sie zogen ihre Straßen
Fort aus dem kühlen Walde
„Ade, vielliebe Vater,
Daß Gott euch wohl erhalt'!"

Kam einer her des Weges,
Der ritt auf hohem Roß,
Ihm folgt' mit Schwert und Speere
Ein fröhlicher Reitertroß.

„Halt' ein, ihr stolzen Reiter!
Und zieht ihr aus zur Schlacht,
Gebt uns ein Schwert zur Seite,
Wir schwingen es mit Macht."

Da täten die Köhlerburschen
Ausreiten ins blutige Feld,
Das Schwert sie trutzig schwangen,
Das brachte Ehr' und Geld.

Und als die Schlacht geschlagen,
Da zogen sie singend ein —
Ein Schlößlein sie sich bauten
Von Gold und Marmelstein.

Sprach da der jüngste Bruder:
„Mir fehlt das frische Grün —
Ade, vielliebe Brüder,
Muß wieder heimwärts ziehn.

„Ich laß dir deine Sterne,
Das Gold, den Marmelstein —
Will lieber auf den Bergen
Ein freier Köhler sein."

Und als er kam zum Walde,
Da schwenkt' er seinen Hut

Dann rief er laut — das schallte —
„Glück auf, mein junges Blut!"

„Grüß Gott euch, treuer Vater,
Zur lieben Sommerzeit,
Ich hab' die Welt verlassen
Das Gold ist mir verleid't."

„Will wohnen unter Eichen
Bei den Waldvögelein —
Und wenn ich einstens sterbe,
Im Wald begraben sein."

Bei den letzten Zeilen trat der Bursche, noch immer singend, aus der Hütte hervor und ging auf den Köhler zu:

„Die Mahlzeit ist bereitet," sagte er zu dem Greise. „Ich habe Hunger und Durst", fügte er scherzend bei, „und bin fast heiser geworden bei dem Liede. Wer es auch so lang gemacht hat — aber schön ist es doch."

„So wollen wir gehen, Jörg," sagte der Köhler. „Wir müssen schnell machen, denn die Kohlen beginnen auszubrennen. — Aber wo du doch alle die Lieder herhaben magst, und wie du nur immer so munter sein kannst?"

„Der Lieder habe ich viele im Gedächtnis stehen," entgegnete der Bursche, „und noch mehr in dem Büchlein, das ich mir zusammenschrieb. Und munter bin ich, weil ich keine Sorgen habe, wie Ihr. Aber sagen muß ich es Euch einmal, was mir auf dem Herzen liegt. Ihr tut unrecht, Meister, Euch so zu grämen. Habt Ihr mir nicht oft genug gesagt, daß der liebe Gott Euch gut gewesen, und daß alles zu einem glücklichen Ausgang gekommen sei, trotz eurer Schuld?"

„Du hast recht," antwortete der Köhler. „Aber es grämt mich, daß Verena nicht kommt; es ist mir, als sollte ich sie nie wiedersehen."

„Geist, Meister," versetzte der Bursche; „denkt nicht so finster. Verena wird bald kommen, wie sie Euch neulich geschrieben hat. Unser Herrgott sieht den Unmut nicht gern. Drum seid fröhlich; ich singe Euch auch wieder ein lustiges Lied, wenn ihr es verlangt."

Der Köhler lächelte.

„Jörg, du bist ein guter Bursche," sagte er freundlich. „Sei nur immer wohlgemut, Gott geb's!"

Sie gingen einander der Hütte zu.

Was aber war in der langen Zeit aus Verena geworden?

Da kam endlich der erste Brief Vernas im Walde an. Der Pfarrherr schickte ihn hinauf in das Gebirge, und mit zitternder Hand entfaltete der Köhler das Schreiben seiner Tochter.

Der rote Geselle war zugegen, als ein Knabe den Brief brachte.

„Leset auch mir das Schreiben," sagte der Bursche höhnisch; „vielleicht ist ein Gruß darinnen von meiner Braut."

Zornige Röte flog bei diesem Spotte über das Antlitz des Köhlers; er wollte antworten, aber er wagte es nicht. Einen Augenblick stand er unschlüssig; dann las er laut folgende Zeilen:

„Mein lieber Vater!

„Ihr müßt nicht böse sein, daß ich Euch verlassen habe; der liebe Gott wollte es so, und darum tat ich es. Ich weiß, daß Ihr jetzt einsam und verlassen seid, und es tut mir wehe; aber meine Seele durfte ich nicht mit Sünde beflecken aus Liebe zu Euch. Ich werde gewiß wieder kommen und Euch die Augen zudrücken, wenn Gott Euch vor mir zu sich ruft. Aber auch in der Ferne bin ich oft bei Euch und täglich denke ich an Euch. Seid ohne Sorgen um mich; es geht mir gut, und die fremden Leute tun mir alle lieb und freundlich. Ich schicke Euch ein Geschenk; es ist der Lohn für die vier Monate, seit ich aus der Heimat wegging und im Dienste bin. Man wollte sie mir vorausbezahlen, und ich schicke sie Euch, weil ich gegenwärtig nicht mehr mit Euch arbeiten und Eure Liebe vergelten kann. Nehmt ein Guldenstück und lasset eine heilige Messe für mich lesen, Nehmt ein Guldenstück und lasset eine heilige Messe für lieber Vater. Ich grüße Euch viel tausend mal, und so behüt' Euch Gott bis auf Wiedersehen. Euer treues Kind Verena."

So schrieb das Mädchen. Der rote Franz lachte laut auf; der Vater aber legte den Brief zusammen, setzte sich auf einen Stein und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Schon während des Lesens mußte er mehrmals inne halten, weil ihm die Tränen in die Augen drangen. Jetzt ließ er diesen freien Lauf, so sehr rührten ihn die Worte seines Kindes. Noch einmal nahm er den Brief, faltete ihn auf und las ihn. Leise murmelte er die Worte vor sich hin: „Meine Seele durfte ich nicht mit Sünde beflecken aus Liebe zu Euch."

Noch an demselben Tage trug der Köhler-Hans das Geld seiner Tochter hinunter in das Pfarrhaus, wie sehr der rote Franz auch über ihn spottete und ihn zurück zu halten suchte.

Der Pfarrherr war erstaunt, den Mann vor sich zu sehen, der schon seit Jahren seine Schwelle nicht mehr betreten hatte; aber noch mehr staunet er, als der Köhler nur die wenigen Worte stammelte: „Nehmt das Geld, hochwürdiger Herr; es gehört meinem Kinde. Ich bin ein armer, unglückseliger Vater."

Er brach in Tränen aus; aber der Pfarrherr tröstete ihn und sagte: „Der Heiland ist auch für Euch am Kreuze gestorben und hat auch für Euch sein Blut vergossen. Habt Vertrauen, er kann Euch rein waschen und wird es tun um Eures braven Kindes willen."

Brockensammlung.

Annahmestelle Kloster Marienberg:

Ungenannt 2 ℳ für den Bonifatiusverein.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 23. Sonntag, 7. Juni. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 7. Juni: **Dreifaltigkeit**, Rob.
Montag, den 8. Juni: Medardus.
Dienstag, den 9. Juni: Prim. u. Felic.
Mittwoch, den 10. Juni: Maurinus.
Donnerstag, den 11. Juni: **Fronleichnam.**
Freitag, den 12. Juni: Basilides.
Samstag, den 13. Juni: Anton v. P.

Sonntagslesung.

Je kürzer das heutige Festevangelium, desto länger ist die heutige Epistel. In derselben singt der hl. Johannes das hohe Lied der Liebe; in demselben hören wir auch den schönen Ton: „Furcht ist nicht in der Liebe." Welch ein trostvolles Wort für so viele verängstigte Christenseelen. Wie viele werden, obwohl auch ihre Vergangenheit in Ordnung und ihre Sünde getilgt ist, die innere Angst, die quälende Unruhe niemals los, ob ihre Beichten und ihre Reue echt, ob ihre Vorsätze wahrhaftig sind, ob nicht doch wieder die nächste Gelegenheit sie zur Sünde führt. Wer vermag alle Aengste und Nöten aufzuzählen, die so viele Seelen beunruhigen und sie nie zu innerer Freude kommen lassen! Das Wort des Apostels: „Furcht ist nicht in der Liebe" müßte auf solche Gemüter befreiend wirken. Unsere einzige Sorge muß sein, daß unsere Liebe vollkommen werde, auch die Liebe zu unseren Mitmenschen. Wer ein feines Gefühl in seinem Herzen für das Wohl seiner Mitmenschen hat, wer die Güte pflegt, das Wohlwollen, wer bereit ist zu jeder Gefälligkeit, kurz, bei wem die Gottesliebe sich in der Nächstenliebe ausprägt, in dessen Herz hat die Furcht keine Stätte, Freude und frohes Gottvertrauen wohnen in ihm.

Heiligung der täglichen Werke.

XXIII.

Das Ewige Gebet.

Eine der schönsten Blumen in dem blühenden eucharistischen Garten der Kirche ist das sogenannte ewige Gebet. Jede Kirche der Erzdiözese flicht diese Blume ein in den Kranz dieser Gebetsübung, der die Tage und Nächte des ganzen Jahres umschlingt. Um in der Darstellung desselben aus der allgemeinen Schilderung herauszutreten, nehmen wir gleich den letzten Tag des Jahres, wo das ewige Gebet in der Metropole, wo es angefangen, in der Hauptpfarrkirche St. Columba schließt, um am folgenden 1. Januar im hohen Dom, der Metropolitankirche wieder zu beginnen. Es ist Abend. Noch leuchten die Sterne am Himmel und Dunkel ruht noch auf der Erde, da läuten die Glocken der altehrwürdigen Pfarrkirche von Columba zu einem besonderen Feste. Nicht bloß aus den zunächst liegenden Straßen, sondern aus der ganzen Stadt lenken fromme Gläubige hierhin durch die Morgenfrühe ihren Schritt. Treten sie ein, dann sehen sie den wie für schönen Schmuck eigens gemachten Altar in einem Meer von Licht. Grüne Sträucher und Blumen lugen zwischen den Leuchtern hervor, Kanzel und Kommunionbank sind mit schönen Stickereien behangen und prächtige Fahnen im Mittelschiff deuten darauf hin, es müsse heute ein Triumphtag für das Gotteshaus sein.

Und das ist in der Tat der Fall. Das Höchste und Erhabenste, was wir besitzen, Jesus unter der Gestalt des Brotes in der hl. Hostie, „das höchste Gut", wird in goldener Monstranz auf den Altar gehoben, um einen Tag und eine Nacht die Huldigungen all der guten Menschen in Empfang zu nehmen, die Verständnis und Liebe für die geheimnisvolle Gegenwart des Gottmenschen unter uns haben.

Es beginnen nach der Reihe die hl. Messen, und immer mehr bis zur Mittagsstunde steigert sich der Besuch. Arm und Reich, Hoch und Gering kommt herein. Männer und Frauen, alte Herren und junge Mütter, an der Hand die Kleinen, treten durch die Pforte, werfen sich im Anblick des heiligen Sakramentes auf die Kniee nieder und beten den Herrn der Schöpfung, den Erlöser an. Und wenn in der Mittagszeit der Besuch ein wenig nachläßt, gegen 4 Uhr füllen sich wieder die Hallen immer mehr bis 8 und 10 Uhr, wo mit feierlichem Segen die Tagesstunden geschlossen werden. Dann kommen die treuen Beter, die lieben, braven Männer, in Mäntel gehüllt, den Kragen hoch aufgeschlagen, durch die Kälte, um bis 12, 2, ja 4 und 5 Uhr opferfreudig die sakramentale Ehrenwache mit Gebet und Gesang vor demjenigen zu übernehmen, dem sonst in der Neujahrsnacht an manchen Orten viel Beleidigung zugefügt wird.

„Deinem Heiland, deinem Lehrer, Sion stimm ein Loblied an"; der Aufforderung wollen sie und alle die Tausende nachkommen, die in den 24 Stunden zu dieser Kirche wallen. Und während nun nach dem feierlichen Frühhochamte das Allerheiligste hier wieder ins Tabernakel geschlossen wird, wird es im Dom in derselben feierlichen Weise wieder auf dem Altar gehoben, und nun wiederholt sich über einen ganzen Monat hindurch in all den Kölner Pfarrkirchen und Kapellen das nämliche großartige Schauspiel.

Es ist eine immerwährende Prozession der frommen Gläubigen, die täglich wandert, wenn auch auf anderen Wegen und nach einem anderen Orte, aber immer das eine suchend, den göttlichen Heiland im Sakramente. Die einzelnen Kirchen wetteifern in ihrem Schmuck.

Das Straßenbild der Stadt ist zwar nicht verändert; man geht wie sonst an Werktagen den Geschäften nach, die Klänge der Orgel und die frommen Lieder dringen nicht wie lautschmetternde Musik in die Ferne, aber innerhalb der Mauern des Gotteshauses ist so viel Andacht, Freude und frommer Jubel, hervorgerufen durch die große Beteiligung derjenigen, die für diese Festtage Verständnis haben, daß sie sich nicht leicht mit sonst einer Festesfreude vergleichen lassen.

Hier ist nicht wie sonst bei großen Festen der Einzelne eine freudlose Nummer, jeder bringt eben die Freude mit und zwar um so mehr und um so größere, als er warme Liebe und Verehrung zum hl. Sakramente, dem Mittelpunkt des ganzen Festes, in seinem Gemüte trägt. Das Glück, den göttlichen Heiland unter uns zu haben, wird in den Tagen mehr denn je empfunden und macht die Herzen weit.

Es bedarf keiner besonderen Toilette, keines Festkleides. Der arme Handwerksmann, der eben von seiner Arbeit kommt, ist ebenso willkommen wie der Kaufmann, der sein Bureau geschlossen. Das arme Mädchen, das mit seiner Nadel sein Brot verdient, wird ebenso liebevoll vom göttlichen Heiland aufgenommen, wie die reiche Dame, die über irdischem Besitz nicht die Sorge für ihre Seele vergißt. Der gut erzogene Lehrling, wie der fleißige, fromme Student hören hier in gleicher Stärke vom Altare her: „Folget mir nach, seid meine Kinder und Schüler." Wie klein ist die hl. Hostie, doch wie groß der Kreis, der sich um sie zieht. So ruhig wie ein Stern leuchtet das Allerheiligste vom Altare her und doch dringen seine Strahlen nach allen Seiten mit einer Anziehungskraft und einer Wärme, die zu jeder

Amtsblatt
Die „Aachener Volkszeitung“ erscheint wöchentlich 13 mal.
Der Bezugspreis beträgt
Nr. 129

Keine n

Ve

Berlin, 6. hat einen ein angekreten de angeklagten **Berlin**, 6. Berliner Fi tion wurde mehrere und 50 Millio genommen. **Berlin**, 6. nach der Rück schäfte de nommen.

Frankr

Es will Schie Es will Pate bleiben Tan

Paris, 5. Grundsätze u Note zum Wi 1. Die G Grenze De die Entmi rheinisch 2. Die vertrage begehren, Weltgem nicht auf d verfehlun trage oder ziehen. Die richtsverfah 3. Die gl einen etwaig deutschr gerichtsv 4. Englan und unbe übernehmen titel 42 und litische Rhei 5. Es bl militärferne sein des Ve gen oder e ker tragen. über Fran nehme es a achtung de zwingen, Frankreic 6. Die aufgetrag tungen, die die es in P habe.

Ein Pakt

London, respondent es, daß tro ausgegeben frankophil entfernt. Der Gr schritt b liche Regi gen Frank den Verfa Widerst Zweifel verstande richtsbe zu gewäh Nun mit tung gegen die Deutsc auf der K fälschen w daß Engla gegenüber es sich abe die deutsch den Unterz es für un Es fra Ist ein mi den für d

Stunde des Tages und an jedem Tage von neuem neue Beter in die Nähe ziehen.

Das ist keine Versammlung, worin man sich streitet und diskutiert — alle sind in ihren Herzen von einem und dem nämlichen Gedanken erfüllt, von der nämlichen Ueberzeugung durchdrungen, Anbetung und Lob ohne Ende gebühre dem göttlichen Heiland im Sakramente.

Wirklich, was kann es Schöneres, Anmutigeres geben, als diese Feier des ewigen Gebetes. Man kommt mit seinen Sorgen und Leiden, um hier Erleichterung zu finden, mit seinen Freuden, um sie hier heiligen zu lassen, mit seinen Wünschen, um sie hier auf den Altar seines Herrn gottergeben niederzulegen. Das ist das Fest, wo man die Größe und das Glück der Worte des Psalmisten empfindet: „Ich will meine Zelt unter euch aufschlagen, will in eurer Mitte wohnen und euer Gott sein.“

Vom Priestertum und Priesterberuf.

Von Professor Serres.

VII.

Eine banale Frage, lieber Leser, wollte ich mit dir besprechen. Sie dreht sich, wie so vieles in der Welt, um das Geld. Mancher Jüngling, talentvoll und fleißig, fromm und brav, legt sich, und mit ihm tun es seine Eltern, die bange Frage vor: Wie soll ich die Kosten für das Studium an der Universität und den Aufenthalt im Konvikt bestreiten? Mancher, sage ich, mancher. Glaube es einem, der es weiß. Aus welchen Kreisen kommen denn hauptsächlich unsere Priesteramtskandidaten? Zum allergrößten Teile aus den minder begüterten Volksschichten. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der katholische Volksteil in unserem Vaterlande an irdischen Gütern weniger gut gestellt ist, wie der nichtkatholische. Die Gründe für diese Erscheinung untersuchen wir hier nicht; wir rechnen mit der Tatsache. Das allein schon rechtfertigt die Behauptung, daß der katholische Student sich schwerer tut mit dem Studium, als der andersgläubige, und es gilt natürlich auch für die Theologen. Söhne sind es von braven Handwerkern, von tiefreligiösen Arbeitern, aus den alten gediegenen Lehrerfamilien, aus dem guten mittleren Beamtenstande. Auch höhere Kreise stellen ein gewisses Kontingent an Priesterberufen, nicht minder die Landwirtschaft. Ob alle Berufsstände ihrer Bedeutung und Zahl entsprechend beteiligt sind, bleibe hier dahingestellt. Aber, nicht wahr, lieber Leser, ein Blick auf diese Aufzählung genügt, um dir zu zeigen: Das sind ja gerade jene Stände, die unter dem Kriege und seinen Folgen am meisten gelitten haben und leiden, die Stände, die jetzt am meisten in Not sind, die vielfach alles, was sie durch eine weise Sparsamkeit erworben hatten, verloren haben, die in der Inflationszeit zu Tausenden völlig verarmt sind, und die nach der Inflationszeit mit dauernder Arbeitslosigkeit ringen und kämpfen, die bei angestrengtester Tätigkeit kaum das tägliche Brot haben. Wie ist da zu helfen?

Voll heiliger Begeisterung für ihren Beruf sind unsere Theologen aus dem Kriege heimgekehrt. Viele allerdings haben in dem großen Ringen ihr Leben für Heimat und Volk dahingegeben — von den Bonner Theologen ist jeder vierte gefallen — aber mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen kehrten die Ueberlebenden zu ihrem hl. Beruf zurück, manche an Ehren und Auszeichnungen reich, viele noch reicher an Wunden und Leiden, die der Krieg ihnen gebracht. Aber zu ihrer Ehre sei es hier rühmend gesagt, mit einem staunenswerten Eifer und mit einer bewundernswürdigen Energie wandten sie sich nun ihren Studien wieder zu. Und in den Ferien? Da stiegen sie hinab in den Schoß der Erde, um mit Hacke und Schaufel an den Kohlen zu arbeiten, da standen sie im Walz- und Hüttenwerk, um den glühenden Eisenblock meistern zu helfen, da bereiteten sie den Mörtel, da trugen sie die Steine, da waren sie die allegeit bereiten Handlanger, da bauten sie am Kanal, da halfen sie beim Ernten und Dreschen, da schrieben sie in den Schreibstuben, da zeichneten sie in den Büros, kurz, da gab es keine Arbeit, so leicht oder so schwer, der sich diese Theologen nicht gerne und freudig unterzogen. Ob ihre Gesundheit dabei gediehen, wenn sie nach angestrengter Geistesarbeit im Semester so ungewohnter und darum noch anstrengenderer Arbeit in den Ferien sich zuwandten, das lieber Leser, wollen wir hier nicht erörtern. Wenn sie aber an ihrer Seele keinen Schaden gelitten, wenn sie ihrem heiligen Berufe die Treue gewahrt haben, dann verdanken sie das nächst der Gnade Gottes ihrer sittlichen Festigkeit und ihrer charaktervollen Persönlichkeit, zu der sie sich durchgerungen hatten, und die sie Gefahren überstehen ließ, die ohne Zweifel groß werden konnten und es vielfach waren. Aber jedenfalls brachte die Arbeit ein erkleckliches Sümmchen ein, und wenn auch nicht alle Kosten des Studiums damit bestritten werden konnten, ein großer Teil war damit gedeckt.

Und heute? Heute findet der junge Theologe keine Beschäftigung, heute pocht er vergebens dort an, wo man früher ihn willkommen hieß, heute haben Vater, Bruder und Schwester, die alle für den studierenden Sohn und Bruder eintreten wollten, keine Arbeit, heute reicht, wo und wenn Arbeit da ist, der verdiente Lohn kaum hin, um das nackte Leben zu erhalten oder die äußersten Bedürfnisse zu befriedigen. Wie ist da zu helfen?

Aber höre ich dich sagen: Kann denn der Bischof der Diözese nicht eingreifen? Kann er nicht eintreten? Lieber Leser, auch in eines Bischofs Kasse ist heute große Ebbe, und wenn einmal eine Flut etwas angeschwemmt, dann ist es bald in unzählige Kanäle, ich möchte sagen, zerflossen, und auch eine große Kollekte, das eine oder andere Mal im Jahre gehalten, kann so große Bedürfnisse nicht dauernd befriedigen.

„Aber früher“, sagst du, „war es doch anders, da gab es sog. Stipendien.“ Jawohl, mein lieber Leser, das war einmal. Es war einmal eine Zeit, da brauchte der junge Theologe sich nicht allzu sehr zu sorgen um die materielle Grundlage für seine Studien; es war einmal eine Zeit, wo die Universität helfend einsprang, wo der fromme Sinn unserer Vorfahren ihm sein angemessenes Stipendium gesichert hatte; aber das alles, alles ist dahin, die Kapitalien sind zerronnen, wir sind arm geworden. Und wenn der Bischof in seiner Sorge für seine Theologen das Aeußerste wagt, all den vielen zu helfen, die dessen bedürfen, und soweit sie dessen bedürfen, ist schier unmöglich. Und wenn die Universität auch jetzt noch entgegenkommt, soweit und soviel sie kann, zuviel bleibt noch zu tun. Wie ist da zu helfen?

„Und das Ausland“, höre ich dich einwenden? Höre! Ich bin der Meinung, daß es eine Ehrenpflicht für uns Katholiken ist, für unsere Priesteramtskandidaten zunächst selbst zu sorgen. Aber davon abgesehen, laß dir sagen, lieber Leser, das Ausland hat wahrlich seine Pflicht nicht versäumt. Das kleine Holland und das große Amerika haben sicherlich gezeigt, daß sie ein Herz für unsere Not hatten und haben — ich könnte dir ergreifende Beispiele von Opferwilligkeit vor die Seele stellen — aber auch im Auslande ist die Arbeitslosigkeit vielfach groß, ganz naturgemäß, daß die Hilfe abflaut. Und selbst die größte Opferwilligkeit des Auslandes enthebt uns nicht unserer Pflicht unseren Priesteramtskandidaten gegenüber und reicht nicht hin, um unsere Bedürfnisse zu decken. Wie ist da zu helfen?

Wie zu helfen ist, will ich dir sagen, lieber Leser. Du mußt eintreten. Wir alle müssen eintreten. „Ich“, fragst du. Jawohl, du. „Wie soll ich das können?“ Ich glaube, es ist dir möglich. Vielleicht gehörst du zu den wenigen Glücklichen, die auch heute noch über größere materielle Mittel verfügen. Wie wäre es, wenn du da über einen angehenden Priester die Patenschaft übernähmst? Du sorgtest für die zu seinem Studium nötigen Mittel, und er würde es dir jetzt durch sein Gebet und später am Altare vergelten. Seinen Namen würdest du jetzt nicht erfahren, denn er und auch seine Eltern sollen in keiner Weise irgendwie beeinflußt werden. Aber wenn er dann sein hehres Ziel erreicht hat, dann soll er wissen, wer sein Wohltäter war, und soll dir persönlich nahe treten und dir dankbar bleiben für die Zukunft. Ist das nicht ein herrlicher Gedanke? So würdest du in einem gewissen Sinne sogar der geistliche Vater eines Priesters werden. Und welch ein Segen muß auf einem solchen Werke ruhen! Du bist schon geneigt, es zu tun, ich sehe es. Du möchtest nur noch wissen, welche Summe du dafür aufwenden mußt. Für das Jahr 500 Mark — denn etwas müssen die Eltern deines Patenkindes auch tun; niemand soll ohne eigene Anstrengung zum Ziele kommen — macht für 5½ Jahre in runder Summe 3000 Mark. Und müssen die sofort ganz bezahlt werden? Ganz nach deinem Belieben. Am einfachsten scheint mir zu sein, du sendest zu Anfang und um die Mitte eines jeden Semesters auf eine Zahlkarte die wir dir einschicken, den halben Semesterbetrag. Du kannst ihr auch in noch kleineren Raten monatlich bestreiten, ganz wie es dir beliebt. Und wenn es dir allein zu schwer wird, nimm noch einen oder zwei zu dir, oder auch drei — Verwandte, gute Freunde — nicht wahr, dann gelingt's. Schreibe nur an meine Adresse, die über diesem Artikel steht, ein paar Zeilen, und dann machen wir die Einzelheiten miteinander ab. Nicht wahr? Das tust du.

„Ach“, höre ich dich seufzen, „wie gerne würde ich so mithelfen, aber in meinen ärmlichen Verhältnissen ist es absolut unmöglich Fünfzig Pfennige oder eine Mark, die könnte ich hier und da wohl beisteuern, aber weiter reicht's nicht.“ Tröste dich, lieber Leser, ich weiß Rat. Ich habe mich schon mit dem Schriftleiter dieses Blattes ins Einvernehmen gesetzt.

Wir errichten in diesem Blatte auf der letzten Seite einen Sammelkasten mit der Ueberschrift: „Theologenpfennig“. Darunter setzen wir in Klammern: „für dürftige Aspiranten des geistlichen Standes und ihre Erziehungsanstalten.“ In diesem Sammelkasten legst du deine Gabe hinein, d. h. du gibst sie bei der Geschäftsstelle dieses Blattes ab und findest sie dann in der nächsten Nummer quittiert. Große Opfer will ich dir wahrlich nicht zumuten. Aber, nicht wahr, auf ein Glas Bier kannst du schon einmal verzichten, hier und da eine Zigarre oder einige Zigaretten weniger rauchen, wird dir nicht allzuschwer, der Theatervorstellung am nächsten Sonntag wohnst du nicht bei, den Ausflug nach X. versagst du dir, kleine Näschereien und

Leckereien kaufst du für dieses Mal nicht, den kleinen Gewinn aus dem Lotto oder Skat bringst du zum Opfer. Und was du so erspart oder erworben: 10 Pfg., 50 Pfg., 1 Mark, die bringst du der Geschäftsstelle für den Sammelkasten „Theologenpfennig“. Dann, lieber Leser, darfst auch du mit berechtigtem Stolz dir sagen, daß du zu einem großen Werke beiträgst. Und wenn du das wiederholst, vielleicht monatlich, und wenn viele so handeln, wie du, meinst du nicht auch, daß dann aus vielem Kleinen ein Großes wird? Diese fortgesetzte gute Tat trägt ihren Lohn in sich selbst — es ist so eine ganz eigene Freude um das Wohltun — und findet ihn bei dem, der sich an Großmut von seinem Geschöpfe nicht übertreffen läßt. Und wenn der Priester ein Seelenretter ist, dann nimmst also auch du teil an dem erhabensten der Werke, an dem gottgefälligsten, glorreichsten, gotteigensten Werke der Seelenrettung.

Die Macht der Güte.

Der hl. Franz von Sales sagt einmal: „Ein Eifer, der nicht gütig ist, kommt von einer Liebe, die nicht wahrhaft ist.“ Nichts trägt nun zur Erlangung wahrer Güte mehr bei, als der innerliche Verkehr mit Gott.

Wer in Gebet und Betrachtung mehr und mehr die Süßigkeit desjenigen verkostet, den die Kirche einen „Ozean der Liebe“ nennt, in dessen Seele geht notwendig eine Veränderung vor. War sie früher vielleicht von Natur zu Selbstsucht und Härte geneigt, so verschwinden nun diese Fehler nach und nach. Wenn jemand sich oft in andächtiger Kommunion mit dem göttlichen Herzen Jesu vereinigt, desto mehr nimmt er auch an der vorherrschenden Eigenschaft des gottmenschlichen Erlöserherzens teil, an seiner Güte.

Verzeihung, Wohlwollen, Mitleid, alles ist verdoppelt in ihm. Das Reden und Tun eines mit Gott vereinigten Menschen ist voll selbstloser Güte, die nicht zu vergleichen ist mit einer Güte, welche bloß aus dem Verlangen nach Popularität oder Egoismus hervorgegangen ist.

Eigentlich wird kein wahres Gut dem Menschen zuteil, außer durch Liebe, wogegen Gefühllosigkeit niemals fähig ist, weder Licht zu verbreiten, noch eine Tugend einzuflößen. Lehrt es nicht die tägliche Erfahrung, daß man der angewendeten Gewalt gegenüber seine Ehre daran setzt, sich zu wehren? Dem, der mit seinem Wissen sich groß tut, widerspricht man gerne, weil man Stolz als eigene Demütigung empfindet. Da man aber keine Demütigung darin sieht, durch Güte entwaffnet zu werden, ergibt man sich gern dem Zauber ihres Verfahrens. Für solche, deren Beruf es ist, auf die Seele anderer Menschen zu wirken, wie meinetwegen die Priester, ist die Güte die größte Macht. Auf der Kanzel und in der Schule, im Bußgerichte und in dem Seelenleben vermag der Priester fast alles durch die aus dem innerlichen, übernatürlichen Leben entspringende Güte.

Geist und Herz der Mitmenschen wird durch die Güte gewonnen. Die edlen Geister reißt die Güte hin, die höhnischen entwaffnet sie. Heutzutage ist Güte fast noch das einzige Argument, der einzige Beweisgrund, gegen den Stolz, Verbitterung und Bosheit nicht zu antworten weiß.

Dem Willen imponiert nichts so sehr, als die Güte. Das Herz versteht eben keine andere Sprache besser, als die des Herzens. „Güte ist das Bedürfnis der Zeit, sie allein rettet uns“, schrieb mir noch vor kurzem ein bischöflicher Freund.

Die letzten Schlachten werden nicht mit der scharfen Klinge des Verstandes, sondern auf dem Boden des Herzens geschlagen, und da wird die Güte siegen. Durch Güte wird man den Menschen den Glauben an die Menschheit wiedergeben und damit auch den Glauben an Christus, denn in ihm ist die „Güte und Menschenfreundlichkeit“ Gottes auf Erden erschienen.

Die Ordensschwestern, welche sich mit den Armen und Kranken befassen, könnten wohl eine Menge von Bekehrungen aufzählen, die bewirkt wurden ohne Worte, bloß durch die Tugend einer unermüdlichen, oft heldenhaften Güte. Aus ihrer Güte und Hingabe leuchtet selbst den Gottvergessendsten die göttliche Liebe und Güte entgegen; in dieser aufopfernden Liebe der Ordensfrauen sehen sie eben den guten Gott wie in einem Spiegel. Und kann man die Menschen erst wieder überzeugen, daß Gott gut ist, so sind sie für den Glauben an ihn gewonnen. Denn die Meinung, der von der Religion ihnen verkündete Gott sei nicht gut, die hat ihnen den Glauben an ihn genommen. Und muß nun dieser Gott nicht gut sein, wenn er so zarte Wesen fähig macht, die Eigenliebe zu töten und auch das berechtigte Widerstreben zum Schweigen zu bringen?

Ohne jede Frage hat die Güte mehr Sünder bekehrt, als der Eifer, die Beredsamkeit oder die Unterweisung, und diese drei haben niemals jemanden bekehrt, ohne daß Güte dabei im Spiele war. Und es waren immer die das Gebet und die Betrachtung liebenden Heiligen, welche auch die Sünder am meisten geliebt haben.

Und hier liegt die Notwendigkeit der eifrigen Pflege des Gebetslebens auch für die religiösen Genossenschaften, deren eigentlicher Beruf in äußerer Tätigkeit, in Armen- und Krankenpflege aufgeht.

„Ihr sollt das Herz einer Mutter haben“, sagt der hl. Vinzenz Ferrerius. „Ob ihr nun zu tadeln oder zu ermutigen habt, zeiget allen ein Herz voll Liebe, so daß jeder sieht, daß die Liebe eure Sprache belebt. Wenn ihr den Seelen nützlich sein wollt, so beginnt damit, euch von ganzem Herzen an Gott zu wenden, damit er euch jene Liebe verleihe, in der alle Tugenden enthalten sind, und ihr so durch sie erfolgreich das vorgesteckte Ziel, durch euer Beispiel auf andere segensreich zu wirken, erreichet.“

Die Wallfahrt zu den sieben Kirchen Roms.

V.

Die dritte Kirche, zu der die Wallfahrt führt, ist „St. Laurenz vor den Mauern“. Der Ort hieß ursprünglich die Katakombe der hl. Chriaka. Diese, welche dem bedeutenden Friedhof, der auch jetzt noch der große Friedhof von Rom ist, den Namen gab, war einer jenen edlen Matronen, welche ihre Besitzungen der jungen Kirche zur Verfügung stellten, um darin Begräbnisstätten anzulegen. Sie hatte dafür die Ehre, einen der herrlichsten, berühmtesten Blutzeugen in der neuen Totenstadt zu beerdigen und zu verwahren, den hl. Laurentius, den bevorzugten innig liebenden und geliebten Leviten des Papstes Sixtus II.

In einfacher ruhiger Zier steht die Kirche da mit ihrer mosaikgeschmückten Fassade, mit der vorgelagerten Halle, getragen von alten schönen Säulen und geschmückt mit farbigen Schildereien aus dem Leben des hl. Stephanus und Laurentius und von Geschehnissen, deren Schauplatz die Kirche war. St. Laurenzo ist der Anlage nach eine ganz eigenartige Kirche, eigentlich entstanden aus zwei Kirchen. Schon Konstantin baute über dem Grabe des hl. Laurentius eine Basilika. Es ist dieses die Hinterkirche, welche jetzt den Chor und die Unterkirche bildet. Seit dem 5. Jahrhundert bestand aber auch eine Vorderkirche und die Chornischen der beiden Kirchen stießen aneinander. Honorius III. und später Pius IX. vereinigten die beiden zu einem Ganzen. Der letztere Papst hat auch in St. Lorenzo sein Grab. Neben Pius IX. sind noch vier andere Päpste, sowie die hl. Hippolytus und Justinus in diesem Bezirke begraben. — Das Grab des hl. Hippolytus gehörte zu den berühmtesten und von den Pilgern am meisten besuchten Grabstätten der Blutzeugen.

Gar eindringlich ist die Sprache, welche diese Heiligen zum katholischen Herzen von der Macht und Herrlichkeit der Kirche führen. Sämtliche Ordnungen und Abstufungen der kirchlichen Hierarchie, von der untersten bis zum höchsten, vom Diakon bis zum Papste, alle Betätigungen derselben von dem Dienste der zeitlichen Verwaltung bis zur Ausübung der obersten Amtsgewalt, das Martyrium des ersten blutigen Bekenners des Glaubens bis zum unblutigen Bekennertum Pius IX., alle sind hier in ihren würdigsten Trägern, Verteidigern und Opfern vertreten.

Es ist also hier ganz am Platze und es lohnt sich überreich der Mühe, hier besonders für die Träger der Kirchengewalt zu beten. Das ist ja die rechte Erhöhung der Kirche, wenn die Träger ihrer Gewalt immer ihrer Stellung sich würdig zeigen. Sind ja das die schönsten Zeiten der Kirche gewesen, wo das so war, die traurigsten aber die, wo die Träger der Kirchengewalt hinter ihrer hohen Aufgabe zurückblieben.

Sicher werden hier zu diesem Zwecke die an dieser Stätte ruhenden Heiligen sich mit unserm Beten vereinigen, die wie Laurentius und Stephanus, ihre Jugend, ihre Hoffnungen, ihr Leben selbst der Kirche weihten zu einer Zeit, als nur blutige Edikte gegen sie ergingen und die ihre Dienstbeflissenheit und Treue in den schauderhaftesten Martern mit einem Heldenmut besiegelten, der selbst die Henker mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Es offenbarte sich hier auch glorreich die Macht der Kirche, die ihre Diener, schwache, gebrechliche Menschen, zu einer solch übermenschlichen Kraft erheben und befähigen kann. Wie sie aber ihre verewigten Vorkämpfer schon hienieden zu ehren versteht, zeigt sich eben auch hier in St. Laurenzo. Wie das Morgenland seinen Stephanus, so ehrt das Abendland seinen Laurentius. In Rom allein besitzt derselbe nicht weniger als zwanzig Ehrenstätten.

St. Lorenzo ist eine Stätte des Friedens und milden Ernstes, umgeben von altchristlichen Begräbnisstätten und von dem neuen Friedhofe, der sie von drei Seiten umschließt, mit seinen hohen Mauern, aus denen gefugeführten Bogenöffnungen die Grabdenkmale und die dunkeln Wedel der Zypressen herab grüßen und denen lange Terrassen und beschattete Taleinsenkungen mit ihren prächtigen Marmorkapellen neben dem Holzkreuz der Armen weit in die Kampagna hinausgehen. Das Reich des Todes scheint immer mehr Raum zu gewinnen über das Gebiet des Lebens. Unzählige Geschlechter seit den ersten christlichen Jahrhunderten haben sich hier ohne Unterschied nebeneinander zur Ruhe gelegt und harren der Auferstehung entgegen. Den Dienst um die Lebendigen und Toten tun hier unauffällig und still freundliche Kapuziner in einem Kloster nebenan mit einem altertümlichen, malerischen Kreuzgang. Ihre Hand bestattet ganz Rom, das reiche und das